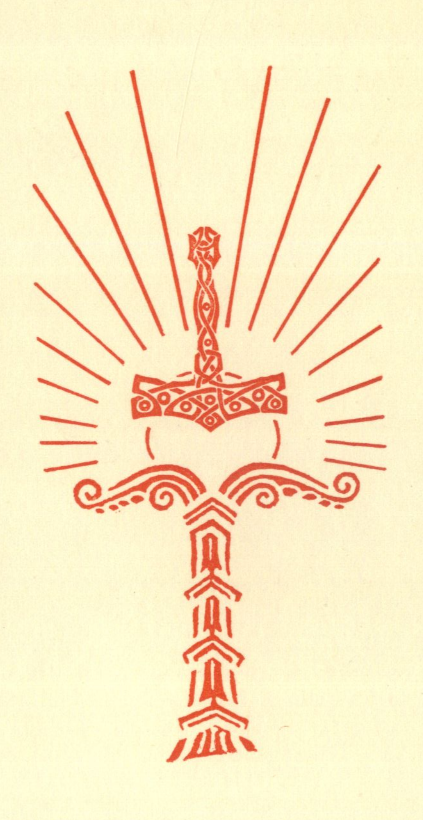
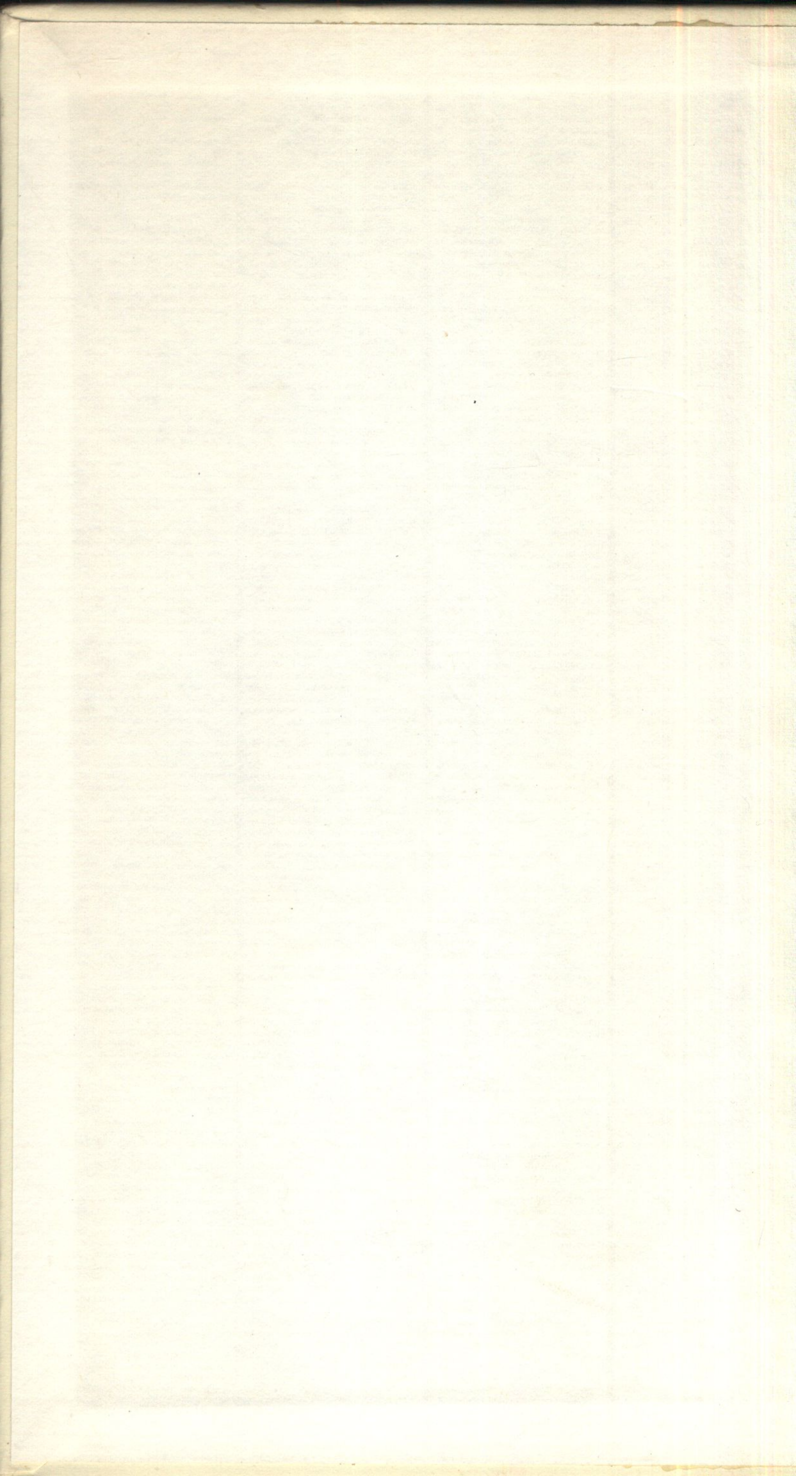
Dieter Vollmer · Nordwind

Dieter Vollmer



Nordwind







VOLLMER - NORDWIND



DIETER VOLLMER

Nordwind

WAS UNSER LEBEN TRÄGT UND HÄLT

Geformte Erkenntnis aus sechzig Jahren

mit einem Vorwort von Richard Krüger

VERLAG K. W. SCHÜTZ KG
PREUSSISCH OLDENDORF

Copyright 1973
by Verlag K. W. Schütz KG · Preuß. Oldendorf
Printed in Germany
Alle Rechte beim Verlag
Gesamtherstellung:
Kölle-Druck · Buch- und Offsetdruckerei · Preuß. Oldendorf

INHALTSVERZEICHNIS



VORWORT

Den Leser erwartet in den Gedichten Dieter Vollmers nicht Lyrik im üblichen Sinne, das heißt die poetisierende Verinnerlichung irgendeines Erlebnisses. Auch der Titel „Nordwind“ setzt nicht auf Naturwirklichkeit oder Eindrucksbeschreibung. Es handelt sich auch nicht eigentlich um Gedanken-Dichtung, die aus Erfahrungen mit der Um- und Mitwelt, mit den Menschen, aus Einsamkeit oder Verlorenheit herrührt. Diese Gedichte verklären also nicht verifizierte Allgemeinheiten, sondern sie schlagen ein ganz eigenes, persönliches Lebensmotiv an. Sie sind Bekenntnis-Gedichte, ein bannender Zauberspruch, der gewagt werden muß, um sich über das Letzte im Eigenen klar zu werden. Sie wollen deswegen auch nicht belehren, sondern wach machen. Wach machen vielleicht auch andere, zur Erlösung aus der Blicklosigkeit des Sonntagsspaziergängers, aus der Routine des Sehens, Hörens, Denkens, der dummgewordenen Gefühle, der ausgeleierten Empfindung.
Doch was Dieter Vollmer ausdrückt, läßt sich nicht aus den Gedichten herausdestillieren, es ist mit der Sprache identisch. „Was den Dichter ausmacht“, so sagt Heinz Egon Holthusen einmal, „ist nicht seine Kapazität für poetische Zustände, sondern ein produktives Liebesverhältnis zur Sprache.“ Wir möchten uns diese Feststellung zu eigen machen. Denn es gibt Hunderte von bohrenden, ja leidenschaftlichen Gedanken, die der Dichter sprachlos auf sich beruhen läßt, weil sie nicht vereinbar sind mit seinen Gelegenheiten, sprachliche Eroberungen zu machen.

An diesem entscheidenden Punkt beginnt Vollmers Versdichtung. Denn was ist Lyrik! Der Name „Lyra“, das älteste Saiteninstrument, weist auf Urgrund und Urelement aller Dichtung hin, die Bindung an die Musik. Also ist es die kompositorisch, rhythmisch und klanglich veredelte und durch die Beschwörungskraft des dichterischen Bildes gesteigerte Sprache. Man kommt deswegen nicht viel weiter mit diesen Gedichten, wenn man sie nur stumm liest. Man wird dieses tönende Sprechen vernehmen, wenn man hineinhorcht in den Schatz der Sprache, vorurteilslos in ihn eintritt, Allgewohntes hinter sich läßt.

Einige Hinweise mögen genügen. Statt Endreim hören wir meist Stabreim, den gleichlautenden Anlaut von bestimmten Stammsilben. Wenn man auch auf die nebentonigen Anfänge achtet, allitterieren in den Zeilen sogar viele Wörter. Sie bestimmen den Rhythmus und charakterisieren Intensität und Knappheit des Sprechens. Doch was die Verse meinen, wird nicht nur durch den Rhythmus, sondern auch durch Melodie und Klang versinnbildlicht. Aus der Reihung der Vokale ergibt sich ein klanglich besonders gut getroffener Schwebezustand. Zwischentöne werden so unaufdringlich angeschlagen, daß der Hörer immer wieder überrascht ist von der Fülle der Neben- und Zwischentöne. Wenn es richtig ist, daß dichterische Leistung im wesentlichen in der sprachlichen Bewußtmachung geistiger Lagen liegt, so wird sie von Dieter Vollmer vollzogen in der Erfahrung, daß Sprache nur genutzt werden kann, wenn man nicht in sie hineindichtet, sondern aus ihr heraus.

Was man sonst zu diesen Gedichten sagen mag, es steht alles schon viel richtiger und besser in ihnen selbst. Denn lyrisches Sprechen ist vom Wesen her monologisch, es kann den Partner, den Hörer einbe-

ziehen, braucht es aber nicht. Das heißt, man entdeckt Schätze oder geht an ihnen vorüber.
Bei den angefügten Aufsätzen ist es anders. Prosa verlangt den Partner, ist auf Kommunikation gerichtet. Denn die Welt ist aus einem Stoff, der vielerlei Betrachtung verlangt. Betrachtung aber fordert das Sich-Einlassen mit dem Gegenstand, verlangt das Fragen, das möglicherweise ohne Antwort bleibt. Wer aber den Anschauungskreis unseres Autors akzeptiert, wird finden, daß er nichts unterlassen hat, die Gebrauchssprache zu sich hinaufzustimmen, das heißt, daß er nie das köstliche Spannungsgefüge von gesprochener und geschriebener Sprache verläßt. Diese Prosa bedarf keiner Symbolkraft des Bildes. Ihre Kunst liegt darin, daß sie mit jedem Wort eine konkrete Aussage bezeichnen und im Bau dieser Welt doch Regionen der Transzendenz erstehen läßt.

Richard Krüger



MEIN ANLIEGEN

Um wieder ganze, innerlich heile Menschen zu werden, brauchen wir eine Frömmigkeit, die unserem angeborenen Wesen entspricht. Es gehört Mut dazu, zu sich selber zu finden.
Unser Menschenschlag in Nordeuropa wird am glücklichsten, kommt sich selber am nächsten bei einer klaren Verehrung des Lichts, insbesondere des Sonnenlichts, und bei einem persönlichen Partnerverhältnis zum Licht. Die Liebe zu allem Lichten, „Schönen und Guten" stellt sich dann von selber ein.
Unsere physikalischen und chemischen Kenntnisse von der Entstehung des Sonnenlichts sind dabei kein Hinderungsgrund. Man kann durchaus verehren und lieben, was man genau kennt. Verstand und Empfindung gehen dann wieder ineins.
Unser Wesen findet echten Trost in der Tatsache, daß das Licht aller Sterne im All, der unzählbaren Milliarden von Sonnen, in Ewigkeit weitergeschehen wird. Geschehen, denn Licht ist keine Erscheinung, sondern ein Ereignis. Da es das Wesen unseres Menschentums kennzeichnet und erfüllt, wird also im Lichte etwas sehr wesentliches von uns weiterwirken ohne Ende, selbst dann, wenn wir unseren eigenen Planeten vollständig zugrunde richten.

Denn Licht ist Leben. Und soweit Leben auch Licht ist, ist es unvergänglich, ewig.

Das ist mein Glaube und mein Anliegen. Es kann zur Religion werden, besser: zu einer echten Frömmigkeit. Ich meine, wir sollten unsere Erdentage ganz in

den Dienst am Licht stellen und bewußt im Sinne unserer Lichtwesenheit unser Leben führen. Vielleicht ist uns dann die uns gemäße Art inneren Glückes vergönnt. Trotz allem.

(3. Januar 1973)

DANK AN ACHIM

Was mich zuinnerst trägt und hält:
Du hast dich neben mich gestellt
Seit deinen Jungenjahren,

Bist lange schon unendlich weit
Und lebst doch in mir alle Zeit
So, wie wir damals waren.

Gelingt mir hier und da ein Wort,
Dein Herz schlägt deutlich darin fort
Und schenkt der Sprache Leben.

Drum eigne ich dir's wieder zu.
Was ich nie fände, findest du
Und hörst nicht auf zu geben.

(Joachim Lexzau-Nieland,
geboren am 2. März 1922 in Hamburg,
gefallen am 8. August 1942 bei Subzow in Rußland)

BERNSTEINBAUM

Wie der Weltenbaum
Hoch im Norden steht
Grenzenloses All
In den Zweigen weht
Bernsteinglanz erhellt
Wurzelwerk und Schaft
Achse unsrer Welt
Alter Wälder Kraft
Also steh auch du
Aufrecht deine Frist
Bleib dir treu und tu'
Was dir wesens ist

Alter Wälder Blut
Unterm Nordmeer tief
Ebbezeit und Flut
Jahrmillionen schlief
Auch dein Wesen ruht
Bernsteinheller Glanz
Tief in deinem Blut
Und beseelt dich ganz
Sei auch du Kristall
Golddurchglühter Stein
Und du wirst im All
Ohne Grenzen sein

LANZENLIED

Flieg, meine Lanze
Flieg mir voran
Rauschend durch Raum und Zeit
Weist dir mein Wurf
Deine funkelnde Bahn
In die Unendlichkeit

Eins meiner Augen
Schenkt ich dem All
Schauend der Welten Geschick
Steig, meine Lanze
Komm nicht zu Fall
Sei mein schweifender Blick

Völker wie Vogelflug
Kommen und gehn
Steige du weiter und flieg
Weissage ihnen
Eh' sie verwehn
Lebens ewigen Sieg

Will dir einst folgen
Auf deiner Bahn
Hoch über Raum und Zeit
Leuchtende Lanze
Flieg mir voran
In die Unendlichkeit

HAMMERLIED

Das rechte Gewicht von Hammer und Schwert
Hat die wägende Hand zu schlagen gelehrt
Mit glücklich bemessenem Schwung

Der schmetternde Schlag, der sausende Streich
Erfreuten den Mann in Jahrtausenden gleich
Erhielten die Volkschaften jung

Seit Thor seinen steinernen Hammer schwang
Nach dem zuckenden Blitz der Donner erklang
Liegt das Hämmern den Männern im Blut

Seit Wieland der Schmied am Amboß stand
Und beim Hämmern das härtere Eisen erfand
Gelten Schmiede im Volke als gut

Es ist ja nicht wahr, daß der Kampf uns verdirbt
Erst dann, wenn die männliche Seele stirbt
Kann der Aufstand der Tücke gelingen

Dereinst war das Kämpfen den Göttern wert
Ein Siegfried schmiedete selbst sein Schwert
Den Drachen im Kampf zu bezwingen

*

Doch die Gegenwart macht für das Bleibende blind
Und der Spötter ist stets seiner Gegenwart Kind
Das Zeitlose bleibt ihm verhangen

Darum wiegt er dem wägenden Schicksal zu leicht
Und ist, eh der prägende Schlag ihn erreicht
Schon im Strom der Geschichte zergangen

GEBET

Heißes Herz unsrer Welt
Du, von dem wir stammen
Der Du uns Leben schenkst
Uns mit Freude und Glück erfüllst
Wenn das Auge sich froh
Zu Deinem strahlenden Licht erhebt
Wenn der dankbare Leib
Deine wärmenden Strahlen spürt

Der Du Gestalten und Farben wirkst
Und uns, sie zu erschauen
Das Wunder unserer Augen schufst
Reiner, der Du uns reinigst
Starker, von dem alle Kraft kommt
Der Du uns stärkst und ermutigst
An jedem neuen Morgen
Zu jeder Winterwende

Der Du uns ruhig machst und sicher
Voll Vertrauen zu Deiner Ordnung
Uns zum Leben ja sagen läßt
Mit seinen wechselnden Gaben

Mitte, um die wir kreisen
Zeuger allen Lebens
Nicht nur auf unserer Erde
Der Du uns alle führst
Durch den unendlichen Raum

Der Du uns alle hältst
Auf bestimmter Bahn
Daß wir uns nicht verlieren

Heißes Herz unsrer Welt
S o n n e
Woher wir stammen!

APOLL — POSEIDON

Sonne vermählt sich den wandernden Wellen,
Spiegelung breitet ein Lichtmeer hin;
Wasser und Himmel verschmelzen im Hellen,
Dein strahlendes Auge badet darin.

Durch perlmutterne Nebelschleier
Gleitet Dein gleißendes, schimmerndes Schiff;
Zweifacher Steven gleicht Deiner Leier,
Kufen am Kiel widerstehen dem Kliff.

Flammenden Hauptes, vom Lichte umloht,
Funkelnde Tropfen auf Schultern und Arm,
Führst Du von Schwänen geleitet Dein Boot,
Folgst Deinem spielenden Tümmlerschwarm.

Sonnengott, Meergott seit ewigen Zeiten,
Apoll und Poseidon in einer Gestalt,
Wirfst Du Dein Licht durch unendliche Weiten,
Bewegst Du die Meere und wirst niemals alt.

Befruchtest alljährlich die grünende Erde,
Segnest das Leben im Wasser, am Land —
Gewähre auch uns, daß Geborgenheit werde,
Dein Maß, Dein Recht, Deinen Völkern Bestand!

EWIG EREIGNET SICH LICHT

Ewig ereignet sich Licht:
Weißglut von strahlender Helle
Sät sich aus in das All,
Unermeßlicher Vielgestalt Quelle,
Wirft sich von Stern zu Stern durch
Unvorstellbare Weiten,
Wirkmächtig, allüberall
Welten von Licht zu verbreiten.

Licht findet überall Spiegel,
Seinen Glanz zu vermehren.
Schon auf dem nahen Planeten,
Sonnenglauben zu nähren,
Schimmert es auf dem Wasser,
Blitzt auf den Schneekristallen,
Funkelt im Diamant,
Dämmert in Gletscherhallen,

Schwelgt in Farbenpracht im
Tausendfältigen Blühen,
Läßt Rubin und Smaragd in
Schönem Feuer erglühen,
Sammelt gesteigerte Kraft im
Rundgeschliffenen Quarze,
Schlummert unter dem Meer im
Versteinerten goldenen Harze,

Schuf sich bei Tier und Mensch das
Auge, Licht zu erkennen,
Bildete sich den Geist,
Licht beim Namen zu nennen,
Loht im weißgoldenen Haar des
Nordens als Strahlenkrone,
Lockt die verschworene Schar, zu
Folgen dem Königssohne.

Licht weckt Sehnsucht nach Licht, nach
Lichtgeprägten Gestalten,
Weckt den Wunsch, sich auch selbst
Lichtgemäß zu verhalten.
Immer ist es der Spiegel,
Den sich das Licht erschafft,
Auch in der Menschenseele:
Austausch von Strahlungskraft!

Eins ist alles. — Was leuchtet,
Unterscheidet sich nicht.
Alles, was Strahlung erwidert,
Nimmt auch teil am Licht,
Wirkt an seinem Geschehen,
Geht in die Helle ein,
Kehrt, woher jedes gekommen,
Heim in den strahlenden Schein. —

DAS ALTE WELTBILD

Auf Erden wächst der Weltenbaum,
Er trägt den weiten Himmelsraum.
Vom Himmel kam der Hammer weit,
Erweckt des Baumes Fruchtbarkeit.

Denn zwischen dessen Zweigen
Wird sich das Weltlicht zeigen.
So oft das schien verloren,
Ward es dort neu geboren

Und zeugt mit seiner Strahlenkraft
Stets neues Leben sonnenhaft,
Umrollt als Rad im Kreise
Baumwelt und Hammerweise.

*

Das ist kein Bild mit andrem Sinn,
Liegt lauter Wirklichkeit darin,
Die Herz und Hirn, noch ungeschieden,
Zehntausend Jahre schenkte Frieden.

(zur Titelgraphik auf dem Bucheinband)

WEISSGOLDFEUER

Menschen such ich, auserlesen
Ungebrochen, stark im Wesen
Reinen Blutes meiner Art
Weißgoldfeuer, Fernenaugen
Menschen, die zum Führen taugen
Wenn sich Treue um sie schart

Schmales Antlitz, klares Wollen
Menschen, die noch leuchten sollen
Hell im dunkelsten Geschick
Hoher Wuchs und lange Schritte
Sicherheit aus eigner Mitte
Freies Denken, weiter Blick

Solche Menschen muß ich lieben
Sind nur wenige geblieben
Bin ich ihrer doppelt froh
Sonnensöhne, Heilgebieter
Wissensreiche Lebenshüter
Klar und fest. Ich will euch so!

FAHNENTRÄGER

Bedarf es wirklich der Fahne?
Strahlt von dem hellen Haupte
Des Fähnrichs nicht jene Kraft aus,
Jener lockende Bann, der
Glück der Gefolgschaft verheißt?

Bläht auch der Morgenwind
Die schwere, kostbare Seide,
Läßt sie das Zeichen entfalten,
Das der Mannschaft voranfliegt
In wallender, schöner Bewegung —

Stärker bindet das Feuer,
Das bei dem jungen Kornett
Im Scheine der frühen Sonne
— Wehendes weißes Gold —
Unter dem Helmrand leuchtet.

Gilt hier Befehl und Gehorsam?
Wozu? — Aus innerster Seele
Strömt die Freude zu folgen,
Wenn das lebendige Licht
Selber den Weg vorausweist.

AUSFAHRT

Die Ferne ruft, das wilde weite Meer
Nicht länger noch an Küstenfahrt gebunden
Hat eine Seele zu sich selbst gefunden
Die es hinaustreibt ohne Wiederkehr

Dem ungewissen Schicksal sich zu stellen
Wo Meer und Himmel ineinanderfließen
Und jeden Blick ins Kommende verschließen
Schuf sie ein Schiff im Linienfluß der Wellen

Der schön geschweifte Bug schwingt sich ins Licht
Umrandet das Gefüge schmaler Planken
Die biegsam und beweglich zu dem schlanken
Gewölbten Bootsleib hochseefest verpicht

Und voll Vertrauen trotzt dem dunklen Tief
Die junge Mannschaft auf den Ruderbänken
Will sich dem großen Abenteuer schenken
Und jenem einen, der zur Ausfahrt rief

Denn unvergänglich ist allein die Tat
Es gilt vom Schiff herab den Kampf zu wagen
Von sicherer beherrschter Kraft getragen
An fernen Ufern wächst ein neuer Staat

HEIMKEHR

Der scharfe Schrei der Möven ringsumher
Nach wochenlanger Reise kündet Land.
In langer Dünung rollt das grüne Meer
Dem Schiff voraus. Das Auge hängt gebannt

Am Horizont: Im Norden liegt ein Strich,
Trotz Wind und Wellengang ein fester Halt,
Noch halb verschleiert, aber königlich
Gewinnt von Stund zu Stunde an Gestalt

Und schimmert rot im silbergrauen Schein
Der Frühe. Stumm vor übermächtgem Glück
Weißt du: es muß das Felseneiland sein,
Und findest zu den Vätern dich zurück.

Aus altem Erbe ist dir wohl bekannt:
Die heilge Insel ragt vor heilgem Land.

VERWANDLUNG

Hundert kleine Strahlensonnen
Tanzen auf den kleinen Wellen,
Die sich dicht am Ufer kräuseln
Unter grünem Blätterschleier —

Hundert scharfe Spiegelungen
Nur des einen großen Lichtes
In leicht wiegender Bewegung
Spielen sich in meine Augen —

Unablässiges Geglitzer,
Schaukeln, Funkeln, Flimmern, Blitzen
Läßt mich Ort und Zeit vergessen,
Weiß schon nicht mehr, wer ich bin —

Bin nun selber kleine Sonne,
Tanze mit auf kleinen Wellen,
Spiegle mit das eine, große —
Rückverwandle mich ins Licht.

WÄR' ICH DOCH . . .

Wär' ich doch noch einmal wieder zwölf,
Glücklich eins mit Wellen, Wald und Wind,
Wüßte wieder, daß mir Luchs und Wolf,
Hecht und Falke lauter Brüder sind!

Freute mich an jedem bunten Stein,
Brächt' verwachsne Wurzeln mit nach Haus,
Wollte noch durchaus nicht älter sein,
Wär' gut Freund mit Jungstier, Hund und Maus;

Stiege wieder auf den höchsten Baum,
Wiegte mich im wogenden Geäst,
Träumte offnen Auges meinen Traum
Von der Ferne, die sich bannen läßt;

Tauchte durch die Brandung weit vorm Strand,
Lebt' im Wasserwirbel hundert Leben,
Rekelte mich naß im heißen Sand,
Sinnlich-fromm dem Sonnenlicht ergeben;

Wüßte meine Welt noch heil und ganz,
Hätte mit mir selber meinen Frieden,
Drehte mich noch unbewußt im Tanz,
Vom Getu' der Großen abgeschieden;

Läge nachts am Feuer, heimlich stolz,
Fühlte mich am glücklichsten allein,
Spräche mit der Flamme, mit dem Holz —
Könnt' ich doch noch einmal Junge sein!

DER STROM

Leben ist wie ein Fluß:
Beständig voller Bewegung
Über zermahlenen Sand
Zieht er zeitlos dahin

Oben strudelt und schäumt
Das vielgestaltige Wasser
Aber die Tiefe treibt
Unaufhaltsam zum Meer

Jedes einzelne lebt
Als Welle, glitzernd ein Weilchen
Mit dem Tode erst taucht
Alles zurück in den Strom



BEKENNTNIS LEBEN

Ich weiß:

Leben ist ewig.
Es hat keinen Anfang und kein Ende.
Leben ist überall. Es hat keine Grenzen.
Es gibt keinen Tod.
Leben ist allmächtig.
Es vermag alles.

Leben ist das Letzte, das bleibt,
wenn ich das Atom zerlege.
Leben ist das Umfassendste, das noch gilt,
wenn ich in die Unendlichkeit des Raumes
vorstoße.

Leben finde ich, wenn ich Gott suche.
Es ist nichts Persönliches, nichts
Gegenständliches und nichts Geistiges.
Leben ist Wirken, Leben ist Tat.

Ich weiß:

Leben ist nichts Geschaffenes und
bedarf keines Schöpfers.
Leben ist Selbstschöpfung
im ewigen Wechsel
in ewiger Wiederkehr.

Leben bedarf nicht meiner menschlichen
Sinngebung.
Es trägt seinen Sinn in sich selbst
wie alle Dinge ihren Sinn in sich
selber tragen.
Er heißt: Leben gleich Werden.

Leben trägt auch seine Ordnung in sich selbst,
wie alle Dinge ihre Ordnung in sich
selber tragen.
Sie umfaßt alle Naturgesetze.

Ich weiß:
Vor dem Leben besteht kein Gegensatz
von Stoff und Geist, von lebendig und tot.
Leben ist heilig und heiligt alle Dinge.
Leben ist heil und heilt alle Dinge.

Auch ich,
der Mensch, danke alles, was ich habe,
alles, was ich bin, dem Leben:
meine Fähigkeiten, meine Bedürfnisse
und meine Haltung.
Ich vermag nichts außerhalb der Ordnung
des Lebens und seiner Gesetze.

Meine Aufgabe ist,
im Rahmen meiner Art mich so zu erfüllen,
wie Leben mich angelegt hat.
Mein Feind ist,
wer mich daran hindern will.

DAS GESETZ

Alles Leben ist Heil,
verdient Verehrung und Liebe.

Leben bedeutet Wachstum,
es läßt sich nicht organisieren.

Alles, was wächst, verzweigt
und faltet sich auseinander.
Niemals kehrt in dem Stamm
der verästelnde Zweig zurück.

Volk ist wachsender Zweig
am lebenden Baume der Menschheit,
auch Völker entfalten sich nur
klar voneinander getrennt.

Volk ist gewachsene Form,
Mischung kann sie zerbrechen.
Mischlingskinder erleiden
zuchtloser Eltern Schuld.

Gleich sind die Völker nur
nach Wert und Recht vor dem Leben.
Keines ist „auserwählt“,
jedes sein eigener Herr.

Leistung verleiht den Rang
im Kreise der anderen Völker,
jede Generation
teilt in die Würde sich *neu.*

Schwindet die Lebenskraft,
entfremdet das Volk seinem Wesen,
wird es von anderen verdrängt.
Es gibt kein unsterbliches Volk.

Jedes Menschen Geschick
wird bestimmt von Erbe und Bildung.
Hat er zweierlei Blut,
pendelt er hin und her.

Einzelner Leistung und Wert
bereichern das Leben des Ganzen,
sind ihre Beitragsschuld,
eignen nicht ihnen allein.

Deutsche leben dem Reich
als überlieferter Ordnung.
Keine Lebensform sonst
ist ihrem Wesen gemäß.

Führung gebührt nur dem,
der Wissen, Kraft und Charakter
leuchtend in sich vereint.
Mehrheit weiß davon nichts!

GOTT UND DIE WELT

Gott und die Welt sind nicht zwei, sondern *eines*.
Gott *ist* die Welt, und die Welt *ist* Gott.
Gott schuf nicht eines Tages die Welt,
auch thront er nicht außerhalb, über ihr,
er *verwirklicht* sich unaufhörlich in ihr.
Die Welt ist Gottes Wirklichkeit
und wird sich im Menschen dessen bewußt.

Die Welt selbst ist göttlich, ist heiliges Leben.
Es bedarf keines Gottes über ihr,
denn sie selbst wirkt Gott.
Schon in Buddhas tiefer Frömmigkeit
ist kein Raum für einen persönlichen Gott
außerhalb der Welt.

Wie der Bauplan des Atoms im Atom,
wie der Bauplan des Kristalls im Kristall,
wie der Bauplan der lebendigen Zelle
in ihrem Wachstum, in ihrem Leben,
so verwirklicht sich Gott in der Welt.
Vom Elektron bis zum Sonnensystem,
bis zur Milchstraße, bis zur Unendlichkeit
verwirklicht sie Gott.

Denn es gibt keine bloße Materie.
Alle Materie ist beseelt.
Nicht als ein zweites neben ihr
trägt sie das Göttliche in sich,
sondern als ihre *Eigenschaft.*
Stoff und Geist sind nicht zwei, sondern eines.
Stoff *ist* Geist, und Geist *ist* auch Stoff.
Niemand kann eines vom anderen trennen.
Trennung ist Irrtum und Irrtum bringt Schaden.
Eins ist das All. Das alleine ist wahr.

Jahrtausende beugten sich reinen Ideen.
Ein Jahrhundert diente dem Stoff.
Frieden herrscht erst auf höherer Warte,
wo der weitere Blick die Wahrheit erkennt,
die uralte Wahrheit der Upanishaden:
atman ist brahman, alles ist eins.

TANZ

(aus „Formbüchlein“)

Tanz ist flüchtigste Form:
welche Ausdrucksfülle
in der sekundenlangen,
hauchfeinen Sprache
nur eines kleinen Fingers!
Unmittelbarste Form:
schneller noch als in der Sprache
gewinnt die Empfindung Gestalt.
Tanz ist vollkommenste Form:
keine zarteste innere Regung,
kein „Hauch auf dem Spiegel der Seele“,
der nicht sogleich, ungeschmälert,
im tanzenden, schwingenden Leib
vollkommenen Ausdruck gewänne.
Tanz widerlegt lebendig
jede Spaltung in Leib und Seele.
Tanz ist letzte Erfüllung
vollkommener Harmonie.

Wenige wissen nur
um den Ernst ihrer großen Sendung.
Tanz nämlich bildet Geschmack
wie keine andere Form.
Seine Ursprünglichkeit
macht ihn unmittelbar
zum Urgrund jeglicher Kunst.
Aus dem lebendigen Tanz
muß die Musik sich erneuern,
aus dem sprechenden Tanz
muß sich die Geste des Mimen,

die Darstellungskunst erneuern,
aus dem Tanze müssen
Dichtung, Zeichnung und Plastik
aufs neue geboren werden.

Viele Bildhauer auch,
die mit den Händen sehen, viele der Musiker
sind verhinderte Tänzer
und leiden ihr Leben lang:
könnten sie doch mit dem eignen,
lebendigen Fleisch und Blut
gestalten, was sie stattdessen
dem konkreten Bereich der Materie,
dem abstrakten Bereich der Töne
abzuringen gezwungen sind!
Hätten sie früher gelernt,
ihren Leib gelöst und befreit
im Raume schwingen zu lassen!
Das ist die geheime Sehnsucht,
die sie beständig treibt
von Gestalt zu Gestalt.

ERZIEHUNG

(aus „Formbüchlein“)

Erziehung ist Hilfestellung beim Suchen nach einer Form. Zwar kommt jeder Inhalt einmal zu einer Form auch ohne Erziehung. Aber es gilt ja, *die* Form zu finden, die eine einzig passende. Denn Form und Inhalt sind nicht zweierlei Dinge. Sie sind eins, ebensosehr wie Strom und Ufer eins sind, wie Liebe und Geliebte eins sind.
Diese eine Form sollst du finden helfen!
Kannst du das? Kennst du den Inhalt, das Wesen deines Kindes so gut, daß du seine, die einzig mögliche Form siehst? Das Kind selbst muß sie fühlen, und du sollst es unmerklich dahin führen, zu sich selber führen.
Je weniger diese Führung ihm die Jahre hindurch zum Bewußtsein kommt, desto besser. Laß dein Kind seine Form erleben, laß es sie erfahren. Richte ihm seinen Weg stets so, daß es immer wieder selbst darauf stößt. Aber sprich nicht davon, zerrede die Dinge nicht.
Denn es handelt sich nicht zuerst darum, ein Verständnis zu wecken. Nicht den jungen Verstand auf den Plan zu rufen ist die dringlichste Aufgabe, sondern ein schlummerndes Gefühl langsam zu wecken und seiner selbst stets sicherer werden zu lassen.

Eine gute Musik kannst du deinem Kinde niemals erklären wollen, denn Musik hat mit Verständnis garnichts zu tun, mit Empfindung alles. Es sei denn, es ist konstruierte Musik. Erziehung, in diesem Falle Geschmacksbildung, heißt, seinem Kinde Gelegenheit geben, sich von Stufe zu Stufe mehr in sie hineinzu-

hören, bis sein Empfinden am Ende das ganze Werk in allen seinen Feinheiten mitzuerleben vermag.
Das Gleiche gilt für die Dichtung. Wer sie erklären will, vergeht sich an ihrem Wesen. Hineinfühlen ist der einzige Weg zu ihr. Es sei denn wiederum, es ist konstruierte „Dichtung". Aber konstruierte Musik und konstruierte Dichtung haben wir ja auch erst, seit wir so arm an Empfindung geworden sind.
Und führst du dein Kind in gestaltete Räume, vor gestaltete Möbel, vor Werke der bildenden Kunst, so mußt du schon ganz stille sein und darfst um alles in der Welt nicht mit Erklärungen kommen. Laß deinem Kinde nur Zeit, sich in die Dinge hineinzusehn, seinen eigenen Geschmack, seine eigene Form zu finden. Aber führe es richtig!
Stehst du am Ende mit ihm vor einer Plastik, so laß es die Augen schließen und dann mit den Händen behutsam die schwingende Oberfläche tastend nachempfinden, den versteinerten Tanz innerlich mittanzen. Dann wird dein Kind ganz von selber das rechte Gefühl für ein Kunstwerk, ein plastisches Kunstwerk bekommen.
Nicht anders ist es mit dem Empfinden für Recht, Moral und Glauben. Führ du nur immer dein Kind unmerklich den Weg zu sich selber. Räume ihm unentwegt die Steine von diesem Wege, die es ablenken oder den Pfad verschütten sollen, die Steine des fremden Milieus. Dann hast du genug getan.
Sage ihm nur das eine, den Satz unsres schlesischen Meisters:
Mensch, werde wesentlich!

NOCH UND WIEDER

(aus „Alleineinheit“, 1947)

Was mir trotz allem am Menschen immer wieder liebenswert erscheint, das sind die letzten verstohlenen Zeichen von Ursprünglichkeit. Die schöne Anmut dieser Ursprünglichkeit, nicht nur in der leiblichen, auch nicht nur in der seelischen Bewegung, sondern in der Verschmelzung beider, in der die eine nur ein Ausdruck der anderen ist, wurde mir zuerst bei jungen Menschen in der Heimat, später dann vor allem bei jungen Menschen des Ostens zum Erlebnis. Diese urspüngliche Anmut am Menschen liebe ich mehr als alle Errungenschaften seines Geistes, es sei denn, daß ihn dieser am Ende wieder zur Ursprünglichkeit zurückführt.
Ich habe einmal einen Bauernjungen in Rußland einen Arm voll Heu aufnehmen sehen. Ach, wie armselig drücke ich mich da aus! Das Heu nahm ihn! Er gab sich dem Heu hin, schmiegte sich hinein, umschlang es mit beiden Armen und schwang sich dann rückwärts empor. Es war die schönste Bewegung, die vollendetste Form, die ich je sah.
Und dann, viel später, sah ich Harald Kreutzberg tanzen. So wie der vollendete Zeichner auf der Höhe seiner inneren Reife mit wenigen Linien eine Landschaft oder ein Antlitz deutet, so läßt uns Kreutzberg mit einer kleinen Bewegung eine Weltanschauung erleben. Alles, was ich je über natürliche Ursprünglichkeit, über die große einfache Linie gedacht und empfunden hatte, fand hier seine glücklichste Bestätigung. Eine tiefe Frömmigkeit sprach aus Tänzen wie „An die Erde“ oder „Sternenlied“, eine ganze Lebenshal-

tung aus der einen kleinen vollendet natürlichen Schlußbewegung, dem unendlich ruhigen, sich bescheidenden Übergang vom Knien zum Hinsitzen in „An die Erde“.
Das Ergreifendste und zugleich Spannendste dabei war, daß hier mit vollem Bewußtsein, ausgefeiltester Technik und einem ganzen Leben voller künstlerischer Erfahrung jene formlose Ursprünglichkeit zurückgewonnen wurde, die doch höchste, vollendete Form ist und die am Anfang war. Hier war die Heimkehr gelungen, die Wiederverbindung mit dem Ursprung, die „religio“ im wahrsten und tiefsten Sinne des Wortes. Für einzelne begnadete Menschen gibt es also doch einen Weg zurück zur All-Einheit.
Was der Bauernjunge in Rußland *noch* kann, das kann Kreutzberg *wieder.* Aber welch ein gewaltiger Bogen liegt zwischen diesem Noch und diesem Wieder! Welch ein Lebensbogen, welch eine Fülle von Erkenntnis und Erfahrung, von Leistung und Leid! Hier ward vollendet, was dem Menschen zu vollenden gegeben ist, der Weg vom Ursprung her wieder zum Ursprung zurück, von der unbewußten Ursprünglichkeit des reinen Toren zur bewußten Ursprünglichkeit des Weisen, von der Ganzheit über alles Bewußte, Gedachte, Trennende, scheinbar Gegensätzliche hinweg wieder zur Ganzheit zurück. Die Heimkehr in die Harmonie ward hier vollendet, in das Einssein mit dem All, in das verlorengegangene Paradies.

UND DENNOCH: DAS REICH!

(aus „Der Weg“, Buenos Aires, Februar 1951)

Wir glauben an eine letzte sinnvolle Ordnung allen Geschehens.
Wir glauben an eine letzte sinnvolle Ordnung der Welt.
Wir glauben an eine letzte, einzig sinnvolle Ordnung auch jedes irdischen Raumes. Die einzig sinnvolle Ordnung unseres heimatlichen, des europäischen Raumes aber hieß, heißt und wird immer heißen:
Das Reich.
Für diese Ordnung kämpfen wir, seit Hermann die germanischen Stämme zu einigen suchte, also seit rund eintausendneunhundertundfünfzig Jahren. Hermanns Kampf gegen Marbod von Böhmen war zweifellos bereits ein Kampf um das Reich. Wie lange wir noch für diese einzig mögliche Ordnung unseres Raumes werden kämpfen können, wissen wir nicht. Nur eines ist sicher: bis zum letzten Atemzuge jedes einzelnen von uns.
Viermal im Laufe von zwei Jahrtausenden sind wir der Verwirklichung dieser Ordnung, dem Reich nahe gekommen: unter Karl dem Großen, unter Friedrich dem Ersten, unter Karl dem Fünften und — vor zehn Jahren. Aber stets erwies sich das Trennende als stärker.
Das Reich Karls des Großen ist eine Theokratie. Sein Gesichtskreis ist kein nur deutscher mehr, sondern ein europäischer. Die Herrschaft des aus Metz stammenden Geschlechts der Karolinger über die Germanen West- und Mitteleuropas ist eine universale Angelegenheit geworden. Darüber hinaus gehorchen ihm

die einst westgotischen Provinzen in Südgallien, das Reich der Langobarden in Italien, das durch zwei Jahrhunderte hindurch anstelle des ostgotischen bestanden hat, die Küste der Festlandsbriten, das Baskenland, slawische und avarische Striche, ja Rom selbst, die ehrwürdige Hauptstadt des abendländischen Imperiums. Das Reich Karls übernimmt, aufbauend auf dem Werk Theoderichs, die Tradition der römischen Kaiser. Aber schon Karls eigene Enkel verstehen den großen Gedanken nicht mehr. Unfähig zum Verzicht um dieses Gedankens willen, zwingen sie den Vater, das Reich zu teilen. —

In Otto dem Großen, Heinrich dem Dritten und Friedrich Rotbart ist der Gedanke wieder stark und lebendig gegenwärtig. Ihr heiliger Auftrag und Wille ist es, die Völker des Abendlandes kräftig und milde zugleich zu lenken, zu befrieden und zu beglücken. Auf dem Gipfel seiner Macht feiert Kaiser Friedrich Rotbart Pfingsten 1184 in der Rheinebene bei Mainz ein glänzendes Hof- und Reichsfest, auf dem die gesamte damalige Welt vertreten ist. Er ist der unbestrittene Schutzherr der Christenheit. Aber wieder wird unter seinen Nachfolgern das strahlende Bild des Reiches trübe und unklar, beginnt der Verfall.

Doch im Volke lebt nun der Gedanke weiter. Und da unter Karl dem Fünften, „in dessen Reich der Tag nicht sinkt“, die ganz und gar südlich orientierte Macht zu einer Verkehrung des Reichsgedankens zu werden droht, erhebt sich das Volk in der Reformation. Nicht nur die Streitschriften Ulrichs von Hutten, sondern vor allem die präzisen Programmpunkte der Bauernbünde zeigen, wie deutlich das Bild des Reiches im Volke lebt. Und als Gustav Adolf von Schweden die Führung der Protestanten übernimmt, da ist das Reich ganz nahe, vielleicht näher

als je zuvor. Doch der Partikularismus gewinnt auch diesmal Überhand. Gustav Adolf fällt von der Hand eines protestantischen Fürsten.

Nachdem dann Preußen groß geworden ist und Bismarck die Trümmer Deutschlands gesammelt hat, taucht der Gedanke vom Reich noch einmal auf. Nun aber ist der Nationalismus zu einem Komplex geworden, von dem die Völker sich nicht mehr befreien, über dessen begrenzten Horizont sie ihr Blickfeld nicht mehr erheben können. So stürzen sie sich auf des Reiches Mitte. Und auch die Not, die ihnen aus diesem Beginnen, aus der Zerstörung ihrer eigenen Mitte erwächst, nimmt ihnen den Schleier nicht von den Augen. —

So waren es denn auch vor zehn Jahren nur ganz wenige, die freiwilligen Soldaten Europas, die begriffen, daß es durchaus nicht um Deutschland, sondern um ganz andere Dinge ging, als in den Zeitungen zu lesen stand, eben um das Reich, um das Reich in seiner politischen und seiner geistigen Gestalt. Und diese wenigen — es waren am Ende fünf oder sechs Divisionen nichtdeutscher Freiwilliger — traten selbstverständlich und wortlos für diesen Gedanken an. Sie fragten nicht nach ihrem persönlichen Schicksal. Sie fragten nicht einmal mehr nach dem Erfolg. Ein Größeres erfüllte und trug sie.

Denn nicht die endgültige Verwirklichung, nicht der endliche Sieg beweist die Gültigkeit des Gedankens. Das Wissen, die innere Gewißheit genügt, die Gewißheit darüber, daß einzig in der Ordnung des Reiches die europäischen Völker ihr Wesen frei entfalten können.

Müßig zu wiederholen, daß das Reich nicht Anliegen einer Nation allein sein kann. Das war es nie. Aber das Anliegen aller im europäischen Raum gewachse-

nen Stämme wird es immer sein, so spät auch die Erkenntnis einigen unter ihnen kommen mag, daß sie sich nur im Reich erfüllen können, so viele Namen sie ihm geben, so viele Bilder sie sich von ihm machen mögen. Es bleibt doch immer: das Reich. Die Besten aller dieser Stämme haben es immer gesehen und haben sich ihm geopfert bis in unsere Tage. Es bleibt uns gar keine Wahl. Es gibt kein anderes Ziel. Wenn wir Europa sagen, meinen wir das Reich. Wenn wir Abendland sagen, meinen wir das Reich. Und wenn wir Vaterland sagen, meinen wir wieder das Reich, nämlich die große, schöpferische Einheit, den lebendigen Organismus aus romanischen, germanischen und slawischen Stämmen, geführt von Persönlichkeiten, die — voll starken Verantwortungsbewußtseins — Träger dieses Jahrtausende alten Gedankens sind, zehrend von der ununterbrochenen gegenseitigen geistigen Befruchtung, im Dienste der Erhaltung der blühenden Mannigfaltigkeit ihrer ursprünglichen Wesensarten, und als Hüter des Ursprungsraumes aller indogermanischen Völker vor dem ihnen allen gleich Wesensfremden.

Aber das Reich ist mehr als lediglich die einzig sinnvolle Ordnung des europäischen Raumes. Es ist die dort als Forderung und Aufgabe erkannte Ordnung des menschlichen Zusammenlebens überhaupt, es ist schließlich der Glaube an und das Bedürfnis nach einer letzten Ordnung des Alls. Die bleibenden großen Ideale des Abendlandes: Autorität, Gerechtigkeit, Verantwortung, Schicksalsbejahung, Ehrenhaftigkeit und Liebe, sind alle auf dem Boden dieses Ordnungsglaubens und Ordnungswillens gewachsen, der das gesamte persönliche Leben jedes einzelnen von uns prägt und gestaltet.

Die unsterblichen Kunstwerke des Abendlandes in

Musik, Dichtung, Architektur, Plastik und Malerei, dieser ungeheure Schatz an Form gewordenem seelischen Ausdruck, legen beredtes und erschütterndes Zeugnis für die Kraft dieses Ordnungswillens ab. Sie spiegeln das Reich in seiner ganzen Herrlichkeit und Unersetzbarkeit, das innere Reich, wie es oft schon genannt wurde. Vor allem sind es die Musik und die Malerei, die das Empfinden für die abendländische Gemeinsamkeit und Unteilbarkeit zu jeder Zeit behalten haben, denen das Reich unbewußt der Wurzelgrund all ihrer mannigfaltigen Gestaltungen blieb. Und von der Dichtung darf man ein Gleiches bis zu der Zeit vor etwa hundert Jahren sagen. Die Kraft der abendländischen Dichtung war bis vor hundert Jahren stärker als die Schwierigkeiten, die die Verschiedenheit der Sprachen dem Verständnis entgegensetzte. Die großen Stilperioden unserer Kulturgeschichte, die sich von der Architektur (später von der Malerei) auf alle übrigen Zweige künstlerischen Gestaltens übertragen lassen, pflanzten sich durch alle europäischen Volksräume fort, aber nicht eine von ihnen gewann tragende Bedeutung außerhalb des Reiches, von dessen gemeinsamer geistiger Wurzel sie alle lebten.

Das Vertrauen in die letzte sinnvolle Ordnung des Alls und der Wille, dieser Ordnung zu dienen und sie zu erfüllen, das ist die metaphysische Wirklichkeit des Reiches. Hier ist es unzerstörbar und von hier aus wird stets von neuem zu seiner Verwirklichung auch in unseren irdischen Räumen angetreten werden, solange der Letzte von uns noch atmet. Mag unsere europäische Heimat vom bolschewistischen Kollektivismus aus dem Osten überflutet werden, mag sie als Brückenkopf des westlichen, demokratischen Kollektivismus zugrunde gehen, mag sie endlich als wohl-

behauener Baustein in das Totalkollektiv eines Erdregimes eingebaut werden, man kann wohl den europäischen Raum zerstören, regieren kann man ihn nur durch das Reich, niemals gegen das Reich, denn das hieße gegen uns. Man kann das Reich nicht aus unseren Herzen reißen, noch der kleinste und geringste unter uns trägt es vielleicht unbewußt, aber desto lebendiger in sich. Darum können die Feinde des Reiches, jene, die die europäischen Völker kollektivieren, uniformieren, nivellieren oder endlich liquidieren wollen, nur eine unbewohnbare Wüste gewinnen, eine Wüste über Millionen von Gräbern, aber keine neue Ordnung. Denn dieser Raum, die Wiege unseres Menschentums, wird immer nur nach einer Ordnung verlangen, nach dem Reich! Ihm gilt unser Fühlen, Denken und Handeln. Wir glauben an das Reich, weil wir an eine letzte, einzig sinnvolle Ordnung jedes irdischen Raumes glauben, an eine letzte sinnvolle Ordnung der Welt und allen Geschehens im All.

DER POLITISCHE RAUMBEGRIFF

(aus „Der Weg", Buenos Aires, Dezember 1952)

Die Behauptung, daß bestimmte Räume auf unserem Planeten sich gewissermaßen selbsttätig das Gesetz ihrer politischen und wirtschaftlichen Entwicklung diktieren, wird um so nachhaltiger verkündet, je weniger wir von dem umfassenden Einfluß schöpferischer und willensstarker Persönlichkeiten hören.
Diese verbrämte Lesart der Milieutheorie hat sich seit geraumer Zeit Eingang in Kreise verschafft, die gegenüber der direkten Fassung des Historischen Materialismus als immun gelten konnten. Die alte, naive Vorstellung, daß Männer die Geschichte machen und in den Männern ihre angeborene Wesensart, scheint einem zusehends rationalistischer werdenden Denken nicht mehr angemessen.
Sei es, daß allzu selten Männer von geschichtsgestaltender Kraft geboren werden, sei es, daß eine nervenschwache Generation solche Männer nicht mehr zu ertragen vermag und daher nicht sehen will, auch wenn es sie noch gäbe, auf jeden Fall gewöhnt man sich mehr und mehr daran, das historische und politische Geschehen als das Ergebnis der „Verhältnisse" zu betrachten, der sozialen (Marx) oder eben der „raumgegebenen" Verhältnisse, mithin als etwas Unpersönliches, vom menschlichen Gestaltungswillen Unabhängiges.
Es ist recht interessant zu beobachten, wie seit den ersten Anfängen einer geopolitischen Betrachtungsweise die Milieutheorie sich allmählich in den Vordergrund schob, wie Haushofers Erkenntnis von der Wechselwirkung zwischen Persönlichkeitskräften

einerseits und Raumgesetzen andererseits langsam verdrängt und durch das Bild vom Menschen als Produkt seiner Umgebung ersetzt wurde.
Am Ende dieser Entwicklung konstatierte man die „Notwendigkeit“ der Entstehung von „Wirtschaftsgroßräumen“ und setzte dabei stillschweigend eine automatische Entwicklung zu immer umfassenderer „Raumballung“ voraus, deren Ziel unschwer in einem einheitlich verwalteten Menschheitsstaat zu erkennen ist. Für die gestaltende Kraft einzelner, überdurchschnittlich begabter Menschen würde darin über den Rahmen der Erdregierung hinaus kein Platz mehr sein.
Hier soll nicht der Einfluß eines bestimmten geographischen Raumes auf die Artenauslese in Jahrhunderttausenden angefochten werden, nicht die Einwirkung von Klima, Vegetation und Tierwelt auf die Entstehung von Menschenrassen uned Völkern. Angefochten wird die heute behauptete ständige und sofort wirksame Gestaltungskraft eines bestimmten Raumes hinsichtlich Erfolg oder Mißerfolg menschlicher Unternehmungen. Angefochten wird zum Beispiel die Behauptung, Karl XII. von Schweden, Napoleon und Hitler seien schließlich und endlich am „Russischen Raum“ gescheitert, mit anderen Worten: das Gesetz dieses Raumes habe sich als stärker und wirksamer erwiesen, als das innere Gesetz, nach dem die genannten Persönlichkeiten organisiert waren und handelten. Angefochten wird die Morbidität einer solchen Denkungsart, die tiefe Resignation, die sich darin ausdrückt.
Denn warum scheiterten nicht auch Rurik und seine Brüder im russischen Raum? Warum konnte sich der Deutsche Orden Jahrhunderte lang halten und später der baltische Adel als sein direkter Nachfolger? Wa-

rum bleibt das geistige Leben der deutschen Siedlungen in Übersee gerade unter den härtesten Bedingungen lebendig und frisch, während es unter günstigeren Verhältnissen einschläft? Oder umgekehrt: Wer hat schließlich Dschingis Khan Einhalt geboten, der europäische Raum oder die Persönlichkeit der abendländischen Heerführer? Warum konnte sich der Islam in Spanien während eines ganz bestimmten Zeitraumes halten und dann auf einmal nicht mehr? Der Raum war doch wohl der gleiche geblieben. Warum überhaupt blühen Kulturen eine Zeitlang und gehen dann an der gleichen Stelle unwiederbringlich zugrunde, an der sie entstanden und reif geworden sind? Wo bleibt da die Wirkung des Raumes?

Hier wie in anderen Fällen wirkt eben nicht ein imaginäres Raumgesetz, sondern das Wachstumsgesetz der Persönlichkeit, der Reifungsprozeß führender Einzelpersönlichkeiten und der verschiedenartigen Völkerpersönlichkeiten. Es wirkt das lebensvolle Spannungsverhältnis zwischen reifenden oder ausgereiften Führerpersönlichkeiten einerseits und jugendlich aufblühenden oder alternden Völkern andererseits. *Dieses Spannungsfeld war von jeher der wirkliche Quell allen geschichtlichen Lebens. Es schuf sich historische Räume, aber es wurde nicht von diesen Räumen geschaffen.* Nicht ein bestimmter Raum war die Ursache oder Triebkraft historisch-politischen Geschehens, sondern umgekehrt.

Die Überschätzung des Raumfaktors ist eine Ermüdungserscheinung. Sie entspricht dem Nachlassen des Unternehmungsgeistes bei Völkern, die entweder altern oder durch mehrfaches eigenes Versagen enttäuscht sind. Allgemein verrät ja die Milieutheorie, auch in Gestalt des Historischen Materialismus eine Haltung fatalistischer Resignation. Wer nicht mehr

genügend Tatkraft besitzt, um von sich aus prägend und gestaltend auf die Umwelt, auf die „Verhältnisse“ einzuwirken, erst der kann auf den Gedanken verfallen, umgekehrt von der Umwelt, von den Verhältnissen geprägt zu sein. Das gilt auch für den politischen Raumbegriff. Erst wenn man einen bestimmten Raum nicht mehr zu bewältigen vermag, erst dann gesteht man diesem Raum ein eigenes Gesetz, eine eigene Wirkungskraft zu, oder, analog, einer bestimmten Zeit, indem man vom Einfluß des „Zeitgeistes“ spricht und sich ihm beugt.

Das alles ist wesentlich passives Verhalten. Die Seekönige der Wikingerzeit dagegen sahen alle Räume und Zeiten ihrem Zugriff offen. Sie gründeten ihre Staaten in der Normandie, in England, auf Sizilien, auf Grönland und in Nordamerika. Sie machten Geschichte und fragten nicht nach sogenannten „Gegebenheiten“. Gewiß war die Aktion ihres Ausgriffes in die Welt naiv. Aber naiv heißt jung, zukunftsträchtig. Die Weisheit des vorsichtigen Abwägens der Möglichkeiten *vor* der Aktion, das kluge Operieren mit den fiktiven „Gegebenheiten“ von Raum und Zeit, das Glasperlenspiel mit Theorien abseits der unmittelbaren Wirklichkeit des spontanen Handelns kommt dem Alter zu und geht dem Ende voraus.

Natürlich leugnen wir nicht die Notwendigkeit eines soliden politischen Wissens einschließlich der Kenntnis geographischer Räume und der in ihnen herrschenden politischen Verhältnisse. Auch der Nutzen und Wert theoretischer Planspiele für das politische Training soll keineswegs bestritten werden. Aber Wissen und Training erhalten ihren Sinn erst aus der Entschlossenheit zur Tat. Und die Tat enthält den entscheidenden Impuls nicht aus dem Wissen, nicht aus dem Studium räumlicher und zeitlicher Gegebenhei-

ten, sondern aus dem naiven Glauben an die eigene Kraft. Für den Begründer der Geopolitischen Wissenschaft, Karl Haushofer, ebenso wie für Sven Hedin bedeutete der Raum nicht gestaltende, sondern *zu* gestaltende Umwelt, nicht „Gegebenheit" schlechthin, sondern fordernde Aufgabe, Herausforderung zur Tat, zur *Leistung*, zur Bewältigung eben dieses Raumes. Weder Haushofer noch Sven Hedin haben jemals vor einem Raum kapituliert.
Raum und Zeit sind zwar Orientierungshilfsmittel — und als solche für uns unentbehrlich — aber keine selbständig wirkenden Kräfte. „Der Raum ist nichts anderes", schreibt Kant in der Kritik der reinen Vernunft, „als nur die Form aller Erscheinungen äußerer Sinne. Gehen wir von der subjektiven Bedingung ab, unter welcher wir allein äußere Anschauung bekommen können, so bedeutet die Vorstellung vom Raume gar nichts ... Der Raum kann also absolut (für sich allein) nicht als etwas Bestimmendes in dem Dasein der Dinge vorkommen, weil er gar kein Gegenstand ist, sondern nur die Form möglicher Gegenstände."
Der moderne politische Raumbegriff scheint von der Vorstellung eines endlichen, meßbaren Weltraumes beeinflußt zu sein, von der Vorstellung eines „materialisierten" Raumes also, von dem aus alle Zugänge in die Unendlichkeit, in die Grenzenlosigkeit verstopft sind. Diese Vorstellung aber ist und bleibt unserem Wesen fremd. Sie macht aus dem Raum einen Götzen. Und Götzendienst lähmt die Entschlußkraft. Uns ist wesentlich immer der Mensch, der seine Zeit prägt und seinen Raum gestaltet, soweit sein persönlicher Aktionsradius irgend zu reichen vermag, ohne je zu vergessen, daß Raum und Zeit einmünden in die Raumlosigkeit und Zeitlosigkeit des Alls.

WAS MIT DER JUGEND HIER GESCHIEHT

(aus „Der Weg", Buenos Aires, Mai/Juni 1957)

Das, was mit unserer Jugend hier in Westdeutschland geschieht, ist im wesentlichen als Entpersönlichung und als Entjugendlichung zu kennzeichnen. Es wird den Jungen und Mädchen hier immer unmöglicher gemacht, jung zu sein, die natürliche Lebensweise der Jugend zu führen, und ebenso immer unmöglicher, sich zu freien Persönlichkeiten zu entwickeln. Beides steht in direktem Zusammenhang miteinander. Denn zu einer starken Persönlichkeit kann sich nur entfalten, wer in der Kindheit wirklich Kind, in der Jugend wirklich jung war, wer jede Stufe seiner natürlichen Entwicklung ganz gelebt, ganz erfüllt hat.
Was ist es, was die jungen Menschen hier am Jungsein hindert? Vor allem ist es der Zwang zur Lüge, der das gesamte Leben beherrscht und das wesentlichste Merkmal der Jugend, die aufrichtige Gradheit, schon früh verkümmern läßt oder erstickt. Diejenigen unter uns Erwachsenen, die eindeutig zu ihrer Überzeugung stehen und auch konsequent genug sind, dafür Nachteile in Kauf zu nehmen, erleben es immer wieder, daß sie von Sechzehn- oder Neunzehnjährigen, die es gut mit ihnen meinen, eventuell von ihren eigenen Kindern deswegen getadelt werden. Mancher prächtige junge Bursche spricht altklug von taktischer Vorsicht und lebensnotwendiger Klugheit.
So etwas wirkt, als hätte der junge Mensch gerade sein Augenlicht verloren. Etwas von seinem Besten, Wesentlichsten scheint unwiederbringlich zerstört. Aber diese Jugend *mußte* eben so werden, um sich unter den herrschenden Verhältnissen behaupten zu

können. Ein Junge oder ein Mädchen, die in der Schule, im Betrieb oder auf der Straße offen und ehrlich sich zu einer wirklich eigenen Überzeugung bekennen, wie es eigentlich für junge Menschen natürlich und angemessen ist, zerstören sich oft genug die berufliche oder schulische Laufbahn. Das prägt sich schließlich ein. Wer vorwärts kommen will — und welcher junge Mensch wollte das nicht? — muß seine Gedanken und Empfindungen dem sogenannten „Zeitgeist", der herrschenden Meinung anpassen oder, wenn er das nicht kann, sie unterdrücken und heucheln, bis sein Charakter deutliche Spuren davonträgt.

(Es hat zwar den Anschein, als träfe das nicht mehr zu, seit ein Teil der Jugend protestierend und demonstrierend auf die Straße geht, und in Kleidung, Haartracht und Auftreten zu provozieren sucht. Man hat sogar in den „Hippies", den Blumenkindern und ähnlichen Erscheinungen eine neue Form der Jugendbewegung erkennen wollen. Aber gerade an diesem Vergleich wird deutlich, daß allen diesen Ansätzen das wesentlich Jugendgemäße gerade fehlt. Anarchie, Zuchtlosigkeit, Hemmungslosigkeit und Negation jeder Ordnung bis hin zur persönlichen Unsauberkeit sind *keine* typisch jugendlichen Verhaltensweisen. Vor allem aber hindert die Mode, die Uniformität, die in allen diesen Formen des äußeren Protestes erkennbar wird, den einzelnen jungen Menschen genau so daran, zu sich selber zu finden, auf seine eigene Weise jung zu sein, wie das sogenannte „Establishment".)

Das zweite Moment, daß es den Jungen und Mädchen unmöglich macht, jung zu sein und zu sich selber zu finden, ist die Überforderung in Schule und Berufsausbildung. Es wird immer wieder darüber geschrie-

ben, geklagt und gewarnt. Aber die Verhältnisse werden eher noch schlimmer als besser. Sechs Stunden Schule und noch einmal sechs Stunden intensiver Hausarbeit für die Schule, das ist ein Zwölfstundentag für Vierzehnjährige. Da bleibt kaum Zeit zum richtigen Spielen und schon gar nicht für die so notwendige Selbstbesinnung. Das Erlernen eines Musikinstrumentes, die Tanzstunde, Nachhilfeunterricht und ähnliches mehr müssen noch in diesen ohnehin überfüllten Tageslauf hineingezwängt werden. Die berufstätigen Erwachsenen kämpfen um die Vierzigstundenwoche, ihre Kinder sind einer wöchentlichen Zweiundsiebzigstunden-Fron unterworfen und dementsprechend übernervös.

Wie soll ein junger Mensch, der es bitter hat lernen müssen, daß Aufrichtigkeit — Dummheit ist, der keine Zeit für sich selbst und sein inneres Wachstum hat, je zu sich selber finden? Eltern, die das erkannt haben, könnten allenfalls ihre Kinder früh aus der Schule nehmen, ein Handwerk lernen lassen oder aufs Land schicken. Sie gäben ihnen damit eine Chance, Menschen zu werden, Menschen im vollen Sinne des Wortes. Wer zur „Karriere" drängt, dem ist diese Möglichkeit versperrt. Aber der Verzicht auf verbriefte Bildung, auf die gehobenen Laufbahnen um eines ungebrochenen, ursprünglichen Menschentums willen schließt natürlich den Nachwuchs auch von jeder Mitbestimmung, von jeder Einwirkung auf die Verhältnisse aus. Ist das eine Lösung? Ist das Ausweichen in Lebensformen vergangener Zeitalter, das Errichten eines Schutzzaunes gegen die menschenfeindliche Reizüberflutung ein gangbarer Weg?

Für ein bestimmtes Entwicklungsalter, eine begrenzte Anzahl von Jahren in Kindheit und Jugend möchte ich diese Frage bejahen. Spiegelt doch die Entwick-

lung des jungen Menschen ohnehin den geistig-seelischen Werdegang seiner Gattung oder Großrasse wieder. Was sich dort in Jahrtausenden vollzog, wiederholt sich beim einzelnen Jugendlichen in zwei Jahrzehnten. Warum also nicht in dieser Zeit auch in der Lebensweise eine bewußte Hinwendung zu den Jahrhunderten, die dem jeweiligen eigenen Entwicklungsstand entsprechen? Warum soll Jugendgemeinschaften nicht mehr gestattet sein, sich abseits der modernen Industriegesellschaft eine eigene Welt zu schaffen, in der noch die Lebensregeln vergangener Epochen herrschen, die ihrer Entwicklung gedeihlicher sind? Warum keine Sippen, Stämme, Häuptlinge? Warum nicht das Verhältnis von Rittern zu Knappen und umgekehrt, warum keine Gefolgschaft und kein Führertum mehr unter jungen Menschen?
Ist es schon nicht einzusehen, daß Kinder nach demokratischen Spielregeln leben sollen, für die sie, entwicklungsmäßig noch in der Feudalzeit stehend, beim besten Willen kein Verständnis aufbringen können, so erst recht nicht, daß Kinder unbedingt auch anerkannt schädlichen Zeiterscheinungen ausgesetzt werden sollen, bevor sie körperlich und seelisch gefestigt genug sind, um solchen Erscheinungen aus eigener Kraft gewachsen zu sein. Kinder haben Anspruch auf eine Schonzeit und einen Schutzraum, bis sie in jeder Hinsicht erwachsen sind.
Solange sie noch körperlich gesund und seelisch intakt sind, erhalten Jugendliche sich diese Schonzeit, schaffen sie sich diesen Schutzraum aus eigenem Antrieb. Dafür waren die Bünde der Jugendbewegung ein kennzeichnendes Beispiel. Und darin wenigstens sollte man die Jugend nicht behindern oder irre machen.

DAS GROSSE DU

I.

Die moderne Naturwissenschaft lehrt uns, daß es eine reine Materie, die nichts weiter ist, als eben nur Materie, nicht geben kann. Materie bedarf, um zu sein, eines anderen, das nicht Materie ist. Somit ist der Begriff Materie nicht mehr anwendbar, er ist falsch.
Wenn es aber keine bloße Materie gibt, so ist auch ihrem Gegenpol, dem Begriff des reinen Geistes oder der reinen Energie, jede Verwendbarkeit entzogen.
Wenn Materie nicht sein kann ohne etwas, das sie am Sein erhält, dann kann auch dieses Etwas nicht ohne Materie sein. Besser gesagt: Materie und Energie, Geist und Stoff bedingen einander so absolut, daß schon ihr Name, der den Eindruck erweckt, es könne sie auch alleine geben, ein Fehler ist.
Nach den Ergebnissen der neueren naturwissenschaftlichen Forschung kann nur sein, was gleichzeitig Materie *und* Energie, statisch *und* dynamisch, Stoff *und* Geist ist. Auch das Bild vom „beseelten Stoff" ist falsch, denn es geht von der unhaltbaren Voraussetzung aus, daß ein ‚Stoff an sich' von einer ‚Seele an sich' durchdrungen werden könne oder müsse. Es gibt aber eben weder das eine noch das andere.
Wir benötigen dringend ein neues (oder uraltes) Wort, einen Begriff, der die Wesenseinheit, die vollkommene Ganzheit von Material und Energie, Stoff und Geist umreißt. Und wir brauchen ein leuchtendes Bild, uns diese Wesenseinheit, diese Ganzheit vorstellbar, faßbar, anschaulich und erlebbar zu machen.

II.

Der Weltenraum, das Weltall mit seinen ungezählten Spiralnebeln, Sternenschleiern, Milchstraßensystemen, von denen jedes einzelne Milliarden ganzer Sonnensysteme enthält, ist unseren Sinnen, unserer Vorstellungskraft, unserer Erlebnisfähigkeit, ist auch den kühnsten Entwürfen unseres Verstandes entrückt. Wir haben kein Verhältnis zu ihm und können auch kein solches gewinnen, auch nicht mit Hilfe noch weiter verbesserter Instrumente. Wir müssen uns schon in dem Raum einrichten, den wir noch mit unserer Vorstellungskraft und Erlebnisfähigkeit erfüllen können, d. h. also in unserem eigenen Sonnensystem, dessen Erzeuger und ständiger Energie- und Lebensquell eben die Sonne ist. Unser Wissen darum, daß es größere Fixsterne, gewaltigere Sonnensysteme gibt, bleibt davon unberührt. Unsere Erde und alles, was auf dieser Erde lebt, verdankt sein Entstehen und Bestehen dieser einen Sonne, dem leuchtenden Mittelpunkt unserer kleinen Welt. Ihn können wir nicht nur sehen, sondern auch mit allen Nerven fühlen, er ist unser täglicher Begleiter, Maßstab unserer Zeit, aller Kraft um uns und in uns. Er schenkt uns das köstlichste Wohlgefühl, die höchste Lust, die wir kennen, wenn wir uns ihm hingeben. Und ohne ihn wären wir nicht, könnten wir nicht einen Augenblick sein. Er ist die gewaltigste Zusammenballung von Lebenskraft in unserer Nähe, in unserer noch erlebbaren Welt.

Entferntere, wenn auch größere Sonnen können diese Bedeutung für uns nicht gewinnen, wenn wir auch mit Sicherheit von ihnen wissen und ihr Wesen zu erforschen suchen. Unser Verstand mag weitere Räume langsam erkennend durchmessen. Aber alle wirkende Lebenskraft des unendlichen Alls verkörpert

sich dennoch für uns am sinnfälligsten in unserer eigenen Sonne.

III.

Wer zu sich selbst finden will, wer sein Selbst finden will, bedarf des großen *Du*. Das ist der tiefste Sinn jeder Freundschaft, jeder Liebe und jeder Religion, der wahre Grund des weltumspannenden Eros.

Nicht weil es sich an ihm abgrenzen müßte, sondern weil es sich in ihm *ausweiten* kann, ist das Selbst auf ein Du angewiesen. Je mehr das Selbst sich ausweiten will, desto größer muß das Du sein, dem es begegnet, dem es sich hingibt, in dem es sich auflöst und — um das Maß dieses Du vergrößert — neu ersteht. Ohne die Ausweitung in einem Du und um ein Du kann sich das Selbst nicht erhalten. Ein kleines, enges Selbst wird bald überflutet, hinweggespült und entselbstet. Es verliert sich in der Masse, erliegt unrettbar der Vermassung, dem Kollektiv. Aber jedes größere Du läßt dem Selbst eine stärkere Wurzel wachsen, mit der es sich in den Boden klammert, um nicht hinweggeschwemmt zu werden.

Das erste und vielleicht auch noch das zehnte größere Du mag jeweils ein geliebter Mensch sein. Aber eines Tages wächst das Bedürfnis nach dem größeren Du über den Menschen hinaus, das Selbst weitet sich mehr und mehr: Volk, Heimat, Menschheit, das ganze organische Leben auf unserer Erde, endlich die Elemente selbst, die Gestirne, die große Natur, Gott sind Stufen der wachsenden Ausweitung unseres Selbst und seiner wachsenden *Festigkeit*.

Nur vorstellbar, erlebbar muß das Du bleiben, dem mein Selbst sich vollkommen hingeben, in dem es sich ganz auflösen kann, um sich größer, gefestigter wiederzufinden. Vorstellbar und erlebbar muß selbst das

Göttliche sein, mit dem mein Selbst, mein wesentlicher Kern, sich identifizieren, in dem es sich selbst, sein Wesen wiedererkennen kann.
Das größte Du, zu dem wir uns erheben, dem wir uns liebend und freudevoll öffnen, in das wir uns verströmen und mit dem wir uns wesenseins wissen, göttlich, doch täglich erlebbar — könnte es nicht die Sonne sein?

IV.

Wer bestehen will, wer sein Selbst behalten will, muß mit sich selbst in Frieden leben. Auch diesen Frieden schenkt das große Du. Wer sich im Herzen eines Freundes geborgen weiß und erst recht, wer sich mit Gott identisch weiß, kann sich nicht länger hassen, für schlecht halten oder gar verachten. Ihm ist jene ruhige Selbstsicherheit zurückgegeben, die sich so sehr vom falschen Hochmut, vom eitlen Geltungsbedürfnis unterscheidet. Um seiner selbst ganz sicher zu werden, muß man sich eben einmal an das große Du verschwenden! Erst wer dieses Wagnis unternimmt, wird wirklich er selbst! Wer stets ängstlich auf sein ich bedacht ist, findet sein Selbst nie!
Friede mit sich selbst heißt auch Friede mit seinem Leib, heißt Freude an seinen Freuden, heißt Achtung vor seinen Wünschen. Hier schließt sich der Kreis der Betrachtung:Es gibt nicht ‚Stoff' und ‚Geist', es gibt nicht ‚beseelten Stoff', es gibt nicht ‚beseelten Leib'. ‚Lip' hieß schon zur Ritterzeit beides, Leib und Seele in einem, der ‚hochgemute Leib'. Er kann Brücke zum großen Du sein, Stätte der Begegnung, der Hingabe, des Sichverschwendens! Ist er es nicht auch zur Sonne? Wenn ihre Wärme im Blut kreist, ihr Licht dich ganz erfüllt, kann deine Haut nicht beten? Ist die Lust dei-

ner Adern nicht fromm? Führt dich dein Leib nicht zu Gott? —
Wer dahin sich bringen könnte, hätte sein Selbst ganz gefunden! Wurzelte fest und stark, jeder Vermassung entzogen!
Kraft von der Kraft der Sonne, Licht vom Lichte der Sonne, wäre selber Sonne sein Selbst!

SONNENBALL UND SONNENGOTT

(Vorwort zur gleichnamigen Materialsammlung)

Wer Sonne und Sonnengott trennt, im Gestirn *nur* die „Materie", in der Gottheit *nur* den „Geist" erblickt, hier nur forschen und dort nur verehren will, der hat den Dualismus, die Spaltsinnigkeit in sich selbst und in seinem Weltbild noch nicht überwunden.
Die Zeit, da Wissenschaft und Gottesdienst noch ein und dasselbe waren, liegt nicht so weit zurück, daß wir uns ihrer nicht mehr erinnern könnten. Diese Ganzheit von Forschen und Verehren, von Wissensdrang und Frömmigkeit gilt es wiederzugewinnen um der Kraft und Sicherheit des menschlichen Daseins willen. Wem das gelingt, der ist kein in die Welt „Geworfener" mehr, sondern hat in ihr, im All, seinen festen Stand und Platz.
Warum sollte man auch das, was man verehrt, nicht zugleich erforschen dürfen? Warum nicht das, was man erforscht, dennoch oder vielmehr gerade deshalb weiterhin verehren können? Seit wann sind wir dieser seltsamen Schizophrenie zwischen Dankbarkeit, Ehrfurcht und dem Aufblick zu etwas Höherem einerseits, Wissensdurst und Forscherdrang andererseits verfallen? Ist es nicht an der Zeit, sie zu überwinden und in die Einheit von Fühlen und Denken, von Andacht und forschendem Beobachten zurückzukehren, von der uns die Vergangenheit tausendfältig Zeugnis ablegt?
Das ist das Thema, der Leitgedanke dieser hier vorgelegten naturwissenschaftlichen und religionsgeschichtlichen Materialsammlung, bezogen auf den

strahlenden Mittelpunkt unserer Welt, dem wir unser Werden und jeden Augenblick unseres Seins zu danken haben. Die Sonnenherkunft unserer Erde und allen irdischen Lebens sowie dessen vollkommene Sonnenabhängigkeit sind Anlaß genug, unser forschendes Denken und die uns wesensgemäße Frömmigkeit zuallererst sonnenwärts zu richten. Gewiß gibt es unzählige Sonnensysteme außer dem unseren, unzählige Milchstraßensysteme und vielleicht noch größere Sternenverbände im All. Doch haben sie auf unser irdisches Leben kaum einen spürbaren Einfluß, verglichen mit dem vielfältigen, unmittelbaren und entscheidenden Einfluß unserer Sonne. Klären wir darum erst einmal unser Verhältnis zu ihr in allen Bereichen und begnügen uns darüber hinaus mit dem Wissen von der Unendlichkeit des Weltalls.

Wir sehen das Licht dieser ferneren Welten, das vor Jahrmillionen ausgesandt wurde, messen ihre unsichtbaren Strahlungen, aber unser menschliches Vorstellungsvermögen reicht nicht aus, um uns ihre Größe und Entfernung anschaulich zu machen. Auch können wir nicht wissen, ob sie in unserer Gegenwart überhaupt noch existieren. Wir sind in ihnen nicht zuhause. Unsere Welt ist und bleibt unser Sonnensystem. Der Bereich unserer Lebenswirklichkeit ist immer noch der gleiche wie zur Zeit frühester Formen der Sonnenverehrung und wird es bleiben auch dann, wenn uns Fahrten zu anderen Planeten gelingen. Darüber hinaus kommen wir nicht, selbst wenn wir mit Lichtgeschwindigkeit reisen könnten.

Die Vorstellung vom unendlichen All ist mit der Raum-Zeit-Ordnung, auf der unser ganzes Dasein beruht, nicht zu fassen. Es müßten denn auch unsere Seelen- und Geisteskräfte sich ins Unendliche weiten, um das All durchdringen zu können. Wir müßten fä-

hig werden, ohne die Raum-Zeit-Ordnung zu leben. Das aber ist nicht möglich, da sich die menschliche Natur in fast einer Million Jahren, in einer Erbfolge von nahezu dreißigtausend Generationen so herauskristallisiert hat, wie sie nun ist. In den ungeheuren Räumen zwischen den Welteninseln verliert sich alles menschliche Empfinden. Blutvolle, lebenswarme Frömmigkeit ist nur im Gesichtskreis des noch Vorstellbaren, Anschaulichen möglich.

Wer mit beiden Beinen auf dem Erdboden bleiben will, auch bei gelegentlichen Ausflügen in den „Raum", wer sich ein harmonisches Gleichgewicht seiner Körper-, Geistes- und Seelenkräfte erhalten will, tut gut, auch im religiösen Bereich sich an die ihm nahe, erkennbare, vorstellbare Wirklichkeit zu halten, die er persönlich erleben kann, und bei allem angeborenen Fernweh dennoch innerlich zuhause zu bleiben, den Sonnenstrahlen erreichbar.

Denn mit diesen Strahlen hat es eine besondere Bewandtnis, die nicht mit den Gesetzen der Optik und des Elektromagnetismus allein zu erklären ist: nicht nur das menschliche Auge hat sich diesen Strahlen bis in letzte Feinheiten hinein angepaßt, sondern auch das menschliche Empfinden, sogar die menschliche Ethik, natürlich in individuell und stammesmäßig verschiedenem Grade. Die Unterschiede in der Empfänglichkeit für die seelischen Wirkungen der Sonnenstrahlen erstrecken sich von dem einen Extrem der lichtscheuen Naturen bis zum anderen derjenigen Menschen, deren Inneres und zuweilen auch Äußeres das Sonnenlicht zu spiegeln scheint und sie zu Ebenbildern des Sonnengottes macht in seiner mannigfachen Gestalt: Rè, Helios, Apoll, Mithras (sol invictus) oder Balder.

SONNENWELT UND UNENDLICHKEIT

(aus: „Sonnenball und Sonnengott“, Schlußkapitel)

Wir sprechen von „Welt“ in sehr verschiedenen Größenordnungen. Von der „kleinen Welt“ eines Kindes verwenden wir den Begriff über die „ganze Welt“ im Sinne des Erdkreises bis hin zur Welt als Weltall und Unendlichkeit. Für jeden Horizont gibt es eine andere Vorstellung von „Welt“. Wo liegt die unsere?
Setzen wir voraus, daß die Idee der räumlichen und zeitlichen *Unendlichkeit*, die zweifellos einem besonderen seelischen *Bedürfnis* des nordeuropäischen Menschenschlags entspricht, auch ein wesentlicher Inhalt seiner Religion, Frömmigkeit, Andacht ist, so muß man sich mit Recht fragen, inwieweit die Dimensionen unseres Sonnensystems dieser Voraussetzung genügen können. Unser Verstand weiß seit langem um die Meßbarkeit und damit um die Endlichkeit dieser Dimensionen. Unsere Vorstellungskraft, unser „Raumgefühl“ aber beginnt erst allmählich, sich ihnen anzupassen.
Wie für die Vorstellungkraft etwa der ersten Wikinger bereits der Ozean eine „unendliche“ Weite bedeutete, so galt das Gleiche bis zum Beginn des Raumfahrtzeitalters, also bis fast in die Gegenwart hinein, auch für die Größenordnung und Entfernungen innerhalb unseres Sonnensystems, trotz einiger Jahrhunderte wissenschaftlich gesicherter Messungen. Mit der Entwicklung der Raumfahrt scheint nun unsere Vorstellungkraft in räumlicher Hinsicht wiederum zu wachsen und weitere Fernen zu durchdringen. Vielleicht wächst sie im Laufe kommender Generationen allmählich in unser Milchstraßensystem hinein. Je-

denfalls aber wird sie immer weit hinter den von der Wissenschaft erforschten Dimensionen zurückbleiben. Der rechnende und messende Verstand beschäftigt sich mit Größen, Kräften und Gewalten, die unsere Vorstellungkraft, unser Einfühlungsvermögen nicht entfernt zu erfassen vermag.

Mit anderen Worten: „Unendlichkeit“ beginnt für unser heutiges Empfinden etwa an der Peripherie unseres Milchstraßensystems. Diese Bereiche genügen daher einstweilen auch unserem seelischen Bedürfnis nach dem Grenzenlosen. Können wir sie aber auch mit Andacht, Verehrung, Frömmigkeit erfüllen? Genauer gefragt: ist der *Erlebnisgehalt*, den uns die bereits als „unendlich“ empfundenen Grenzbereiche unseres Milchstraßensystems zu vermitteln vermögen, stark genug, erschütternd genug, um zu einem religiösen Erleben zu werden?

Ich meine, dazu fehlt es ihnen an *Anschaulichkeit*. Der Mensch ist ein Augenwesen. Die stärksten Erlebnisse vermittelt ihm das Auge. Selbst wenn dabei allmählich das innere Auge an die Stelle des äußeren tritt, so hält sich doch auch dieses an Gestalten und Eindrücke, die jenes zunächst „erschaut“ hat. Die Unendlichkeit aber, auch die annähernde Unendlichkeit ist gestaltlos.

Hier wird man mir mit Recht das immer von neuem ergreifende Erlebnis des Sternenhimmels entgegenhalten und den tiefen Eindruck, den gerade das schimmernde Band der Milchstraße hinterläßt. Erweckt es nicht eine Ahnung eben von der Unendlichkeit? Ist es nicht Anlaß zu frommer Ehrfurcht? Und hat sich nicht gerade am gestirnten Himmel die Einheit von Forschen und Verehren am längsten und tiefsten bewährt?

Sicherlich, das alles ist wahr. Die scheinbar „unend-

liche“ Vielzahl der sichtbaren Sterne ist sogar sehr wahrscheinlich die Brücke zur Idee der Unendlichkeit überhaupt gewesen. An ihr ist sich unser Menschentum seines so beherrschenden Bedürfnisses nach Grenzenlosigkeit und in diesem Sinne verstandener „Freiheit“ vielleicht überhaupt erst bewußt geworden. Nehmen wir ruhig an, es sei so.

Und dennoch: kann ich zum Sternenhimmel beten? Kann er mir religiöser *Partner* sein? Kann ich mich angesichts dieses vielfältigen Gewimmels leuchtender Pünktchen, die mein Auge bald hierhin, bald dorthin ziehen, innerlich *sammeln?*

Dem Fernweh, das es in mir erweckt, dem Wunsche, mich auszuweiten, „auszugreifen“ in die Welt, und dem damit verbundenen mächtigen Freiheitsgefühl, immer noch wachsenden Freiheitsdrang, steht doch, ebenso mächtig, das religiöse Heimweh gegenüber, der Wunsch, einen Platz zu haben, wohin ich gehöre; eben dieses andere Bedürfnis, mein ganzes Fühlen, meine gesamte Vorstellungskraft auf *einen* großen Partner zu konzentrieren; nämlich auf den strahlenden Mittelpunkt, zu dem ich ein ganz persönliches, vielleicht sogar ein Vater-Sohn-Verhältnis habe, *und der mir dabei für das Ganze steht,* stellvertretend für das All, für die Unendlichkeit, für die Vielfalt und Ewigkeit!

Und dieses Eine, diesen Gott finde ich nun wieder dort, wo ihn schon so viele Religionen und Bekenntnisse der Menschheit gefunden haben, eben in unserem leuchtenden Tagesgestirn, im Licht-, Wärme- und Geistesquell unseres Lebens. Dem, was ich für ihn und vor ihm empfinde, tut es keinerlei Abbruch zu wissen, daß es ungezählte Trilliarden, ja, unendlich viele andere solche Sonnensterne gibt. Mir genügt der eine, von dem ich lebe, durch den ich lebe. Er steht mir

stellvertretend für alle anderen, für die Gesamtheit der anderen, für das Ganze, für das All.
Ebensowenig beirrt es mich, was alles wir bereits über Größe, Temperaturen, Kernreaktionen, über das ganze dynamische Wechselspiel von Energie und Materie auf diesem Stern wissen. Warum sollte es auch? Ist dieses Wechselspiel nicht im höchsten Grade lebendig? Hören wir denn auf, unsere Frauen zu lieben und zu verehren, wenn wir die anatomischen Einzelheiten von Zeugung, Reifung, Geburt kennen? Im Gegenteil, je stärker wir sie lieben, gesto genauer wollen wir uns in diese Vorgänge hineinversetzen können. Liebe will erkennen. Sie macht keineswegs blind.
So ist Wissen kein Hindernis der Verehrung und Verehrung kein Hindernis für die Erkenntnis. Im Gegenteil, beide befruchten sich gegenseitig. Aber wir vermögen die Vorgänge auf dem Sonnenstern nur im Lichte *seines* Lichtes zu sehen. Es gibt kein anderes. Auch der Geist des Menschen ist Teil dieses Lichtes und aus ihm erwachsen. Er erkennt seinen Vater und zugleich sich selbst.

IM STRAHLENKRANZ

(aus: „Sonnenball und Sonnengott“)

Blättern wir in alten Bilderbibeln, so finden wir Gottvater stets in einem Strahlenkranz auf die Erde herabschauend, völlig gleich dem Sonnenstrahlenkegel, der hin und wieder in der Wirklichkeit durch die natürlichen Wolken bricht. In all ihrer naiven Selbstverständlichkeit konnten die alten Bibelillustratoren die Kraft und das Wesen des Göttlichen nicht eindringlicher veranschaulichen als durch dieses der Sonne, der natürlichen wirklichen Sonne entliehene Darstellungsmittel. Ob sie sich dessen überhaupt bewußt gewesen sind? Jedenfalls gab es in ihrem Vorstellungsbereich offenbar nichts Gottgemäßeres als dieses herrliche Bild der gebündelten Strahlenpracht.
Freilich, im Mittelpunkt des Strahlenkranzes zeigten sie das menschlich-bärtige Antlitz Gottvaters selbst. Hier projizierte sich der Mensch, der reife Mann, an die Spitze des Alls und schmeichelte sich, die Strahlengewalt und Strahlenherrlichkeit gewissermaßen von seinem ureigensten Inbild ausgehen zu lassen: „Denn Dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit!“
Aber mit unserer Kenntnis vom Werden und Vergegehen, vom Wesen des Alls läßt sich diese fromme Selbsterhebung des Menschen nicht mehr vereinbaren. Bei der Geburt eines Sterns oder einer Gruppe von Sternen aus einer Sonne, aus einer Gaswolke existiert nichts Menschenähnliches. Hier pulst das Leben, das große Leben der Welt mit einer Gewalt, die organische Verbindungen niemals ertragen könnten, in der sie auch nicht entstehen könnten, und die selbst der gleichzeitig wissenschaftlich geschulte *und* künstleri-

scher, seherischer Visionen fähige Geist eines Menschen kaum zu ahnen vermag.
Folgen wir einmal den Fortschrittsgläubigen und nehmen an, der Mensch stehe erst am Anfang seiner geistigen Entwicklung und werde es noch dahin bringen, mit Lichtgeschwindigkeit unser Milchstraßensystem zu durcheilen, neue Sterne zu schaffen, alte vergehen zu lassen nach seinem Willen, würde er damit göttlicher? Oder würde das Göttliche menschlicher?
Und selbst wenn wir noch weitergehen und uns vorstellen, die Welt würde einmal ein weit übermenschliches, ein wahrhaft göttliches Wesen hervorbringen, das in ihr und mit ihr schalten und walten könnte nach eigenem Ermessen, so wäre dieses Wesen dennoch ihr, der Welt Geschöpf und nicht umgekehrt. Das All hätte dann nur den ihm ohnehin seit jeher innewohnenden Werde-Willen in *einem* seiner Geschöpfe konzentriert.
Sollten wir nicht angesichts solcher Perspektiven lieber darauf verzichten, die Begegnung mit dem Göttlichen auf dem Umwege über das „Geistige" zu suchen, das doch immer nur eine Projektion des menschlichen Geistes ist und sein kann? Wollen wir nicht den Mut aufbringen, das Göttliche hinfort in der Natur selbst zu sehen und zu erleben, in ihren gewaltigen Kräften, aber auch in ihrer großen Ordnung und dem gigantischen Rhythmus ihres Geschehens?
Wenn wir also das bärtige Antlitz aus dem Strahlenkranz fortließen? Wenn wir den Strahlenkranz wie Echnaton dreizehn Jahrhunderte vor der Zeitwende wieder mit dem ausfüllten, woher er ja kommt, mit der *Fülle des Lichts?* Würde das bedeuten, daß wir das Göttliche im Menschen hinfort nicht mehr suchen und finden dürften? Doch, durchaus, aber wir sollten

es gerade in dem suchen, was am Menschen natürlich ist, nicht in seinem tragikomischen Versuch, sich mittels einseitiger „Vergeistigung“ über die Natur zu erheben. Der natürlichste Mensch ist der göttlichste Mensch, nicht das ‚Geistwesen‘.

Es ist das rätselhafte Schicksal des Menschen, daß ihm mit fortschreitender Entwicklung seines Gehirns Körper, Geist und Seele in getrennte Erlebenssphären auseinanderfielen. Er hat dann diese, seine innere Spaltung in sein Weltbild hineinprojiziert. Und da er bei sich selbst den „Geist“, die ratio, am höchsten einstufte, mußte also auch Gott ein geistiges Wesen oder eine Art von Weltvernunft sein. Alles andere wurde abgewertet. Der menschliche Körper galt nur noch als das „Gefängnis der Seele“ oder als das Gewicht, das den Höhenflug seines Geistes hemmte. Die Materie war eben „nur“ die Materie, die Sonne, aus der wir alle stammen und die uns in jeder Sekunde am Leben erhält, war „nur“ noch ein glühender Gasball. Ja, selbst seine eigene Gefühlswelt wurde dem gespaltenen Menschen verdächtig. Er schalt sie wirr, unberechenbar, chaotisch. Am liebsten wollte er nur noch Gehirn sein in einer Welt, in der alles nach den Gesetzen des logischen Denkens vor sich geht.

Wer aber in sich das Bedürfnis verspürt, fromm zu sein, eins mit dem All, wie Hölderlin sagt, der muß zuerst in sich selbst diesen Größenwahnsinn des Verstandes überwinden, sodann die Spaltung seiner selbst und seines Weltbildes ausheilen lassen. Er muß sich darin üben, sich selbst und die ganze Welt wieder als *eins*, als ein Ganzes zu *erleben*, und er muß endlich zu begreifen suchen, daß diese Ganzheit der Welt, zu der er ja auch selber gehört, eben das Göttliche *ist*.

Erleben heißt, mit den Sinnen erkennen, nicht nur mit dem Verstand. Fromm sein vor der all-einen Welt

bedeutet, die göttliche Allnatur mit allen Fasern des Körpers und der Seele in sich aufnehmen und sich ihr vereinen. Gibt es dazu eine bessere Hilfe als die Sonne? Sie hat unsere Erde entstehen lassen, vielleicht schon gleichzeitig mit ihrer eigenen Entstehung, und uns selbst; sie erhält uns in jedem Augenblick unseres Daseins; sie wärmt uns und erfüllt uns dabei mit unsagbarem Wohlbehagen; sie leuchtet und erleuchtet uns, läßt uns schauen und erkennen, gibt Raum und Zeit, damit wir uns zurechtfinden können. Sie läßt alles wachsen und gedeihen, auch uns selber.
Geben wir darum ihrem Strahlenkranz endlich ihr eigenes Antlitz zurück, die Quelle der Strahlen, das Licht. Dann mag auch wieder um das Haupt des einen oder anderen Menschen etwas wie ein Strahlenkranz, eine Strahlenkrone sichtbar werden, wenn er im Lichte steht, und zur Gefolgschaft rufen, im Dienste des Lichts.



LOSUNGEN

(aus: „Gedanken aus dem Norden“)

Vor der Natürlichkeit kapitulieren alle Künste.

*

Wenn du ein Interessengebiet hast, das dir wirklich Freude bereitet, dann wähle es dir nicht zum Beruf und studiere es nicht!

*

Zum Schlagwort „Schwellenzeitalter“: mir scheint, der Mensch muß sich immer neue „Anfänge“ einreden, um sich aus seiner Trägheit aufzuraffen und ruckweise Initiative zu entfalten.

*

Wachstum, Entfaltung, Mannigfaltigkeit, Dynamik sind Kennzeichen der Lebendigkeit. Stillstand, Einförmigkeit, Nivellierung deuten auf Unlebendigkeit und Verfall, führen zu Untergang und Vergessenheit. Das ist ein sehr brauchbarer Maßstab.

*

Ein selbstbewußter junger Mensch will nicht vor der Zeit „erwachsen“ sein, sondern ist froh und stolz, wirklich jung sein zu dürfen.

*

Wahres mit schlichten Worten sagen, sich um die Verbrauchtheit der einfachen Worte nicht kümmern, sie in ihrem alten, starken Sinn verwenden und mit neuem Leben erfüllen, in kurzen Sätzen voll ruhiger Kraft — das lohnt der Mühe!

Revolutionäre und Erzieher dürfen zum Maßstab ihres Handelns nicht den Zustand machen, den sie vorfinden, sondern, den sie anstreben. Die Masse darf ihnen nicht gegebene Tatsache sein, sondern *Aufgabe.*

*

Was nennt man heute schon „führen"? Lieber doch mit hundert eigenwilligen oder sogar eigensinnigen Persönlichkeiten sich ärgern, als mit hundert uniformen Niemanden sich langweilen. Wie sich der Führende selbst einstuft, so wünscht er sich seine Gefolgschaft.

*

Hinter dem Ideal der Härte versteckt sich oft die Unfähigkeit zur Liebe, die seelische Impotenz.

*

Allzu fleißige Übung im systematischen Denken und in methodischer Arbeit tötet die Intuition, verschüttet das innere Wissen.

*

Der Wirklichkeitsgehalt einer Weltvorstellung kann nur an dem Erkenntnisstand der Epoche gemessen und beurteilt werden, in der diese Weltvorstellung herrschte, nicht aber absolut. Einen absoluten Wirklichkeitsgehalt können wir nicht bestimmen.

(zu „Das alte Weltbild")

*

Das reine Denken ist heute an einem Endpunkt angelangt, an dem keine weitere Entfaltung mehr möglich scheint. Von uns wird eine neue geistige Leistung verlangt, die das Denken über sich selbst erhöht und aus Denken und Fühlen ein Ganzes werden läßt.

Wo das Werden höher geachtet wird als das Sein, dort bedarf es keiner steinernen Denkmäler und Tempel.

*

Der gesunde junge Mensch erlebt die Reife seines Geschlechts mit starker Freude. Die Stunde, da er die neue Kraft erkennt, ist das Heiligtum seines Lebens. Nicht zufällig entfaltet er in dieser Zeit — äußerlich wie innerlich — seine größte Schönheit.

*

Der Liebende öffnet sich dem anderen, hört ihn an, nimmt sein Wesen in sich auf und „bewegt es in seinem Herzen", läutert es, erfüllt es mit innerem Leuchten — und läßt dann den anderen wissen: Siehe, das bist Du, so sehe ich Dich!

*

Wenn Sonnenwärme im Blut kreist, ihr Licht dich ganz erfüllt, kann deine Haut nicht beten? Ist die Lust deiner Adern nicht fromm? Führt dich dein Leib nicht zu Gott?

*

Freuen wir uns immerhin der guten Gabe des Denkens, irren uns aber nicht: Denken bleibt Oberfläche. Jede Eingebung steigt aus dem Urgrund des Seins und das „heuräka" klang noch stets aus dem Bad der Sinne.

Was ist der schönste, würdigste Heldenfriedhof gegen die Fülle an glühendem, sprühendem Leben, an Schönheit, Kraft und Charakter, die darin begraben liegt?

*

Das Leben gefallener Freunde schwingt in dem unseren nach. Richten wir unser Leben so ein, daß es mit diesem Nachhall zusammenklingt! Sonst beleidigen wir die Freunde noch im Tode.

*

Wer einem anderen Menschen etwas bedeuten durfte, und sei's auch nur kurze Zeit, der hat nicht umsonst gelebt.

*

Der Tanz ist Urschoß und Wurzel aller Künste, auch der Musik. In ihn münden alle Künste wieder ein.

*

Geist ist nicht Gegenpol zur biologischen Substanz des Menschen, sondern deren voll entfaltete Blüte.

*

Oft erscheinen Gegensätze wie von einem Wind verweht, wenn man nicht mehr zwischen ihnen, sondern über ihnen steht.

*

Der Schrei nach Unsterblichkeit der *eigenen*, persönlichen Seele ist nur eine Form der Todesfurcht.

*

Nicht die Seele wandert von Leib zu Leib, sondern das Leben wandert von Form zu Form, entwirft und verwirft stets von neuem.

In die Religion, die wirklich unserem eigenen Wesen entspricht, können wir nur langsam im Laufe unseres Lebens hineinwachsen. Dann aber müssen wir auch den Mut aufbringen, uns zu ihr zu bekennen.

*

In Körperkraft, Geisteskraft, Seelenstärke und Willenskraft wirkt auf mannigfaltige Weise doch nur die eine, die ganze, die Lebenskraft. Sie sind eins und ebenbürtig, keine darf fehlen. Das Leben will stark sein im Körper, im Geist, in der Seele und im Willen.

*

Das große Leben schreitet über Schicksal und Ende des denkenden Menschen hinweg, von Gestalt zu Gestalt, von Gestirn zu Gestirn, zeitlos, grenzenlos, grundlos, und durchflutet das All.

*

Nur das Erlittene wird zum Besitz.

BIOGRAPHISCHES

Hans Wolfram Dietrich *Vollmer*
geboren am 11. November 1913 in Hamburg als Sohn des Theologen und Philologen Prof. Dr. h.c. Lic. Hans V., des Begründers des Deutschen Bibelarchivs in Hamburg (1931).
1932 Abitur am Matthias-Claudius-Gymnasium in Wandsbek bei Hamburg.
1932/1934 Studium in München.
1935 (5. Dezember) Schriftleiterprüfung bei Gerhard Pantel im Hause Müller & Sohn, München, Schellingstraße.
1936 stellvertr. Hauptschriftleiter in Berlin.
1937 Abteilungsleiter (Kultur) der Jugendpflege- und Sportbehörde der Hansestadt Hamburg.
1938/39 Abteilungsleiter (Jugend und Vortragswesen) im Reichskontor der Nordischen Gesellschaft (Nordische Verkehrs-GmbH.) in Lübeck.
1939/45 Kriegsteilnahme in Polen und Rußland.
1950/52 stellvertr. Hauptschriftleiter einer deutschen Monatszeitschrift und stellvertr. Verlagsleiter in Buenos Aires. Seitdem Lektoratsarbeit für Buchverlage.
1954 Rückkehr nach Deutschland. Seitdem Arbeit für verschiedene Buchverlage sowie zwei Jahre lang in der Jugendsozialarbeit (in Wohnheimen für jugendliche SBZ-Flüchtlinge).
Seit 1960 ausschließlich Lektoratsarbeit, 1962 bis 1965 freiberuflich für Dr. Grabert, Tübingen.
Seit 1966 Verfasser und Herausgeber des Politischen Lexikons (8 Bde.) im Verlag K. W. Schütz KG (seit 1971: Preuß. Oldendorf) sowie (seit 1970) der chronologischen Darstellung: Politisches Geschehen des XX. Jahrhunderts (auf 6 Bände geplant).

